

Unverkäufliche Leseprobe



Nicholas Evans
Wenn Sprachen sterben
und was wir mit ihnen verlieren

416 Seiten mit 60 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65327-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/12220834>

VIERTER TEIL

Sich gegenseitig hochschaukeln: Wie Sprache, Kultur und Denken sich im Verbund fortentwickeln

[D]ie Sprachen [sind] nicht eigentlich Mittel [...], die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken.
(Humboldt 1903–36: L.IV: 27)

Grammar is restless and earned.
Die Grammatik ist ruhelos und muss hart erarbeitet werden.
(Stein 1973: 60)

Die Vielfalt der Sprachen – so viel sollte mittlerweile klar geworden sein – hängt eng mit der Formbarkeit menschlicher Erfahrung zusammen. Der Kritiker Harold Bloom hat einmal geschrieben, dass «wir lesen [...] weil wir nicht genug Leute kennen können».¹ Man könnte ebenso gut sagen, dass wir andere Sprachen lernen und untersuchen, weil wir nicht genug Leben leben können.

Der Wert dieser Erkenntnis liegt nicht nur darin, dass sie uns daran erinnert, wie anders wir diese Welt erfahren hätten können. Von Seiten der Evolutionsbiologie wird immer klarer, dass die entscheidende, uns als Menschen definierende Eigenschaft genau diese Offenheit gegenüber dem Hineinwachsen in eine Kultur («Enkulturation») ist – egal, wie komplex der Teppich der Kultur und der Sprache ist, den unser Umfeld auf dem Webrahmen des geistigen Webstuhls eines Babygehirns produziert. Aber die alten Blaupausen der Instinktgesteuerteit wegzuwerfen ist ein unbedachtes Wagnis der Evolution. Damit das funktioniert, muss unser Geist in der Lage sein, von jeder Kultur zu lernen, in der wir aufwachsen. Und diese Kultur muss wiederum über ein reichhaltiges und exakt angepasstes Repertoire von Verhaltensmustern verfügen, das sie uns beibringen kann.

Die Evolution unserer Spezies ist also ein fein abgestimmter Tanz. Ein Partner ist die körperliche Evolution, ihre Tanzschritte sind die

Veränderungen unserer Gene. Der andere Partner ist die kulturelle und sprachliche Evolution. Ihr Tanz ist von komplexen, strukturierten und sich wandelnden gesellschaftlichen Einrichtungen choreografiert worden, die wir von unseren Eltern erlernen und dann mit Zusätzen, Verlusten und Umbildungen an die nächste Generation weitergeben. Mit anderen Worten, die menschliche Evolution beinhaltet ein intensives Wechselspiel zwischen unserer Hardware in Form unserer Gene und Physiologie und unserer Software in Form unserer Sprache und Kultur.

Man kann sich diese «Koevolution» – Fortentwicklung im Verbund – leicht klar machen, wenn man an kürzlich gemachte Fortschritte der Computertechnologie denkt. Die Weiterentwicklungen in der Hard- und Software schaukeln sich laufend gegenseitig hoch. Neue Software verlangt nach und ist manchmal auch erst möglich durch einen Durchbruch bei der Hardwareentwicklung, etwa die Maus, Glasfaserkabel und Satellitennetzwerke, die Computer über das Internet miteinander verbinden. Es wäre unproduktiv und künstlich, nur den Entwicklungsgang der Hardware isoliert zu betrachten oder nur den der Software, und genauso ist es bei der menschlichen Evolution. Leider hat das Verschwinden der Mehrzahl der von unseren Vorfahren gesprochenen Sprachen ohne jegliche Aufzeichnungen eine riesige Lücke auf der Seite der Software hinterlassen. Doch dafür gibt uns die unkontrollierte sprachliche Vielfalt, die uns noch geblieben ist, die Möglichkeit, aus einem Vorrat von natürlichen Experimenten zur Entwicklung von komplizierten Sprachsystemen zu schöpfen.²

Als unsere frühen menschenartigen Vorfahren nach und nach von der Steuerung durch Instinkte befreit wurden, entfaltete sich eine zweite Art der Informationsübertragung von einer Generation zur nächsten. Neben dem Hauptweg der genetischen Übertragung, die wir mit allen anderen Spezies gemeinsam haben, tauchte ein neuer Weg auf, die Kultur, und diese wurde immer mehr durch Sprache vermittelt. Neue Techniken und Beobachtungen über die Welt konnten nun schnell zum gemeinsamen Repertoire einer Gruppe von Menschen hinzugefügt werden, ohne auf den langsamen Prozess der genetischen Selektion warten zu müssen. So erhöhten sich die Geschwindigkeit und Menge der Informationsweitergabe von einer Generation an die nächste, indem die genetischen und kulturellen Übertragungswege sich addierten.

Man stelle sich vor, wie unsere Vorfahren herauszufinden versucht

hätten, ob eine bestimmte Beerenart essbar ist. Das Beiwort «iss, stirb und lerne»³ kann in zwei Richtungen wirken. Wenn man sich auf die genetische Weitergabe verlässt, dann müssen viele Einzelwesen essen und sterben, bevor man sagen kann, dass die Spezies «gelernt» hat, dass man diese bestimmte Nahrungsquelle besser meidet, nämlich wenn ein entsprechender ererbter Instinkt entstanden ist. Aber sobald die Kultur da ist und vor allem wenn die Sprache dazukommt, reicht ein einziger Todesfall, damit sich etwas ändert. Die Information, dass «das Essen von *kirriwuk-kirriwuk*-Beeren⁴ den Tod verursacht», kann nun über die Kultur an andere Mitglieder der Kultur weitergegeben werden, ohne dass man auf das langsame Wirken der genetischen Selektion warten muss.

Da menschliche Sprachen und Kulturen rasch Tausende solcher Beobachtungen über praktisch alle Aspekte der Welt aufnehmen können, sind sie so etwas wie eine riesige Erinnerungsdatenbank. Jede Verbesserung von einer Generation an die nächste erhöht schrittweise den Entwicklungsstand der menschlichen Kultur:

Diese neuen Formen des kulturellen Lernens ermöglichten eine Art Sperrklinkeneffekt, bei dem die Menschen nicht nur ihre kognitiven Ressourcen zeitgleich vereinigten, sondern auch mit der Zeit auf den kognitiven Erfindungen eines jeden anderen aufbauten. Diese neue Form der kulturellen Fortentwicklung erschuf so Artefakte und soziale Praktiken mit einer Geschichte, so dass jede neue Generation von Kindern im Kontext wie gewissermaßen der aufgehäuften Weisheit der ganzen sozialen Gruppe in Vergangenheit und Gegenwart aufwächst. (Tomasello 1999: 527, mit Erlaubnis)

Gleichzeitig begannen die Menschen in immer zahlreicheren und immer vielfältigeren ökologischen Nischen zu leben, als die Kraft der Kultur ihre Anpassungsfähigkeit vergrößerte und so die Ausdifferenzierung von lokalen Kulturen befeuerte. Dieser Trend dürfte in vielen Fällen durch ein bewusstes Streben nach Diversifizierung beschleunigt worden sein, mit dem man die Mitgliedschaft in solchen lokalen Kulturen markieren und nicht vertrauenswürdige, asoziale Wichtigtuer ausschließen wollte. Doch da die Menschen immer auch außerhalb ihrer Gruppe heirateten und auch adoptierten und das natürlich weiterhin tun, mussten die Kinder stets die nötige genetische Flexibilität haben, um die sich zufällig in ihrem Umfeld befindlichen Kultur(en) und Sprach(en) erlernen zu können.

Dieser Arbeitsraum, der solch ein kulturbedingtes Regulierungsverhalten ermöglicht, kann nur entstehen, wenn ein Teil des Verhaltens aus der genetisch bestimmten, instinktiven Kontrolle herausgelöst wird, d. h. indem man die Entwicklungsformbarkeit des Organismus erhöht, so dass entscheidende Informationen über die Kultur und nicht über die Gene weitergegeben werden können. Eine bekannte Folge davon ist, dass wir Menschen sehr lange in einem Abhängigkeitsverhältnis leben, während wir von unseren Eltern und anderen Mitgliedern unserer Gruppe enkulturiert werden. Eine weitere Folge ist, dass wir als Spezies eine außergewöhnliche Lernfähigkeit benötigen, um mit der großen Bandbreite an Kulturen zurechtzukommen, insbesondere mit dem dreifachen Abbildungsproblem, von dem im dritten Kapitel im Zusammenhang mit dem Lernen von extrem unterschiedlichen Sprachsystemen die Rede war. Und es wird immer klarer, dass diese Lernfähigkeit herausragende Fertigkeiten im Bereich «Gedankenlesen» oder «Absichtszuerkennung» voraussetzt, die notwendig sind, um in der komplizierten menschlichen Gesellschaft leben zu können. Diese Fertigkeiten macht sich das Kind zunutze, um herauszufinden, was die Wörter bedeuten, die sein Umfeld benutzt, was wiederum davon abhängt, dass es verfolgen kann, worauf das Umfeld sich konzentriert. Um nun auch aus der Informationsgoldgrube, die durch die kulturbasierte Weitergabe entstand, Kapital schlagen zu können, war es entscheidend, dass der Weg der Evolution zum heutigen Menschen die Ausbildung einer bemerkenswerten Lernfähigkeit und einer auffallend gut entwickelten Fertigkeit, sich die Geisteswelt anderer vorzustellen, enthielt und diese dann in den Genen festschrieb.

Die bekanntesten Ansätze zur Koevolution konzentrieren sich auf das Zusammenspiel zwischen genetischen und kulturellen Entwicklungspfaden. Ein Beispiel hierfür ist die wechselseitige Rückkopplung zwischen kulturellem und genetischem Wandel, beispielsweise das Aufkommen der Milchwirtschaft und eine genetische Mutation, etwa der Erwerb einer Toleranz für Laktose, um vom Vorhandensein von Kuhmilch profitieren zu können. In der Geschichte der Sprache hat wohl die allmähliche Fortentwicklung der lautlichen und grammatikalischen Mittel den Druck aufrechterhalten, in der nächsten Generation die Gehirne und Vokaltrakte auszusuchen, die am besten in der Lage waren, die immer raffinierteren Sprachsysteme zu erlernen und zu nutzen. Wahrscheinlich ging der Innovationsprozess eher zufällig vonstatten,

so dass irgendein unbesungener, aber genetisch begünstigter, wortgewandter Zeitgenosse etwas erfand, das die anderen nur nachmachen konnten.

Koevolution beschränkt sich jedoch nicht auf das Wechselspiel zwischen Kultur und Genen. Im größeren Zusammenhang der Kultur gibt es auch verbundhafte Entwicklungen zwischen Sprache und dem Rest der Kultur, und das ist das Thema der folgenden zwei Kapitel. Zum einen wird dabei das Verhältnis zwischen Sprache und gewohnheitsmäßig eingeschliffenen Denkmustern beleuchtet (8. Kapitel), zum anderen das zwischen gewöhnlicher «unbewusster Sprache» und bewahrtem «poetischen» Gebrauch von Sprache, durch den die am meisten geschätzten und bewegendsten Schöpfungen einzelner Kulturen hervorgebracht werden (9. Kapitel). In jedem dieser Fälle ist es die Sprachenvielfalt, die uns die Palette von verschiedenen Fallstudien verschafft, die wir brauchen, um unsere Vorstellungen von Kausalzusammenhängen und evolutionären Entwicklungen zu überprüfen, genau wie die Vielfalt der Arten die Ausbildung der Evolutionsbiologie ermöglichte.

Im Gegensatz jedoch zu den Fragen, die im zweiten und dritten Teil dieses Buches untersucht wurden und die man bearbeiten kann, indem man die Sprachen selbst dokumentiert, müssen wir die Perspektive jetzt auf die anderen koevolutionären Elemente ausdehnen. Rein sprachwissenschaftliche Ansätze bleiben natürlich die Grundlage, denn sie versetzen uns in die Lage, Sprachsysteme mit einer ungewöhnlichen Kombination von Eigenschaften oder mit genau der richtigen Kombination von Strukturmerkmalen zur Überprüfung bestimmter Hypothesen zu finden. Aber darüber hinaus erleben wir eine radikale Ausweitung der möglichen Fragen an die untersuchten Kulturen. An dieser Stelle müssen psychologische Indizien miteinbezogen werden, die uns Hinweise darauf geben, wie Menschen denken, wie Babys lernen und wofür sie sich interessieren, und auch Belege aus Dichtkunst und Musikwissenschaft, um zu verstehen, wie herausragende, schöpferische Persönlichkeiten etwas erschaffen und wie diese Schöpfungen dann in das System der Alltagssprache zurückgelangen.

Sogar auf rein sprachwissenschaftlicher Ebene erweitert sich das Repertoire der Methoden und Techniken zur Datensammlung: halbkontrollierte Elizitationsspiele, die Aufnahme von begleitender Gestik, Blickerfassung (*eye-tracking*) zur Feststellung des Aufmerksamkeits-

ziels, hochauflösende Lautanalysen an großen Sprachkorpora, um die subtile Ausbildung von neuen grammatischen Kategorien aufzudecken. Wie schon so oft in der Geschichte unseres Zusammentreffens mit den unzähligen Sprachen der Welt erfordern neue Fragen ein immer breiter gefächertes Interesse von Seiten des sprachlichen Feldforschers.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de